



Laudatio zu Simon Froehling «Dürst» (bilgerverlag)

Du bist vom ersten Satz an gebannt. Das ist nicht zuletzt der Du-Form dieses Romans geschuldet. Er schüttelt dich durch. Er ist schonungslos, direkt und echt und du kannst dich ihm nicht entziehen.

Erzählt wird das exzessive Leben des jungen Andreas Durrer, genannt Dürst. Aufgewachsen an der Goldküste, wo er sich in der eigenen Familie fremd und ungeliebt fühlt, taucht Dürst in die Schwulenszene ein, lebt in einem besetzten Haus, wirft sich mit voller Wucht ins Nachtleben und kostet die volle Palette an Drogen aus. Alles wird ausprobiert, alle Leben wollen gelebt werden, am liebsten alle auf einmal. Und du liest weiter und du flitzt mit Dürst von Ort zu Ort, nach Kairo, Alexandria, Athen, Edinburgh, Berlin – und natürlich bist du in Zürich. In einem Zürich, das bei Simon Froehling daherkommt wie eine Grossstadt, einem Zürich, das dich neugierig macht, einem Zürich, das du so nicht kennst.

Die Geschichte ist virtuos aufgebaut. Mit überraschenden Rückblenden und fesselnden Dialogen wirst du durch die Seiten gejagt. Selten liest du eine solche Dringlichkeit: Dürst muss Kunst machen, er kann nicht anders, alles drängt zu ihr hin. Und du beginnst zu begreifen, was Dürst antreibt, was Konzeptkunst ist, wie Installationen zustande kommen, etwa das Zimmer aus James Baldwins «Giovanni's Room» oder der ägyptische Bazar, der zum Henkersplatz wird. Du kannst diese Räume greifen, spüren, sehen und riechen. Der Autor zieht dich hinein in die Abgründe eines Künstlers, in seine ewigen Zweifel: «...du bist nichts als ein Dilettant, früher oder später entlarvt als ein Hochstapler».

Du befindest dich mit dem Protagonisten auf der Achterbahn, du verstehst immer mehr, was eine bipolare Störung bedeutet. Mit klarer, ungeschminkter Sprache und wilden Sprüngen auf der Zeitachse führt dich der Autor durch manische Schübe hinein in depressive Phasen. Es beginnt gemächlich, nimmt immer mehr Tempo auf, windet sich spiralförmig hoch, durch psychiatrische Kliniken in den schwarzen Tunnel eines Selbstmordversuchs, den er nur knapp überlebt.

Und zum Glück sind da seine Freunde. Ihre Loyalität und Liebe begleiten ihn durch seine Krisen, retten ihn, retten auch dich beim Lesen.

Dieser Roman lässt dich aufgewühlt zurück, mit vielen Fragen: Wie begegnet man bipolaren Menschen? Was bleibt vom Ich, wenn man mit Medikamenten vollgepumpt ist? Oder sind die Medikamente ebenso Teil des Ichs? Findet man nur im Exzess zu seinem wahren Selbst? Welche Gefühle sind überhaupt «wahr»? Und haben wir nicht alle Ängste und Zweifel und fürchten uns, zu ihnen zu stehen? Und dann die Frage, die du nicht stellen wolltest und die doch aufkommt: Braucht Kunst Manie? Natürlich nicht, aber du erfährst – tröstend fast – dass Van Gogh und Mel Gibson, Virginia Woolf und Mariah Carey an einer bipolaren Störung litten beziehungsweise noch immer leiden, wie so viele andere Künstlerinnen und Künstler auf dieser Welt. Und du beginnst zu begreifen: Es ist die Umkehrung, die hilft. Manie braucht Kunst.



In jedem Buch gibt es eine Verbindung zwischen dem Text und dir, der Leser:in. Bei Simon Fröhlings Roman wird diese Verbindung zu einer Beziehung. Es ist die Empathie, die du diesem Dürrst und seinen Freunden entgegenbringst, die es möglich macht, nicht die Unterschiede zu sehen, die uns trennen, sondern die Gemeinsamkeiten. Etwas Wunderbares, diese Empathie: Trotz scheinbar unüberbrückbaren Distanzen sind wir bereit, an den Höhen und Tiefen des anderen Anteil zu nehmen. Das hat dieser Roman mit dir gemacht.

Die Jury gratuliert Simon Froehling zur Nomination und zu diesem grossartigen und mutigen Buch.

Tanja Bhend